

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Wilhelm von Kaulbach

urn:nbn:de:bsz:31-62031



Wilhelm von Kaulbach.

Kaulbach ist gestorben. Der unerbittliche Tod, die Cholera, hat den berühmtesten Künstler uns entrissen. Er war „des Reiches Freund, der Pfaffen Feind“. Alban Stolz wird sagen: Das war der Finger Gottes. Die Herren Geistlichen von dieser Sorte haben sich einen eigenen Gott zurecht gemacht, der für sie Schergendienste versieht, und die ihnen unbequemen Persönlichkeiten abthut. Diesmal war's Kaulbach, der abgethan werden mußte, denn sie haßten diesen Mann. Der Haß der Pfaffen ist nicht sein kleinster Ruhm.

Das Bild, mit dem Kaulbach die ganze ultramontane Meute in wahnsinnige Wuth versetzt hat, ist sein

Peter Arbues.

„Mit wuchtigen Schlägen traf sein Born die fromme Heuchlerschaar der Gegenwart in seinem „Arbues“, dem der Stellvertreter des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit auf Erden den Heiligenschein gewoben aus den Flammen der Scheiterhaufen, zu dem er schuldblose Menschen um ihres religiösen Glaubens willen in grimmigem Fanatismus verurtheilte.“

Wenn man uns in der Schule, in der Geschichtsstunde, von der spanischen Inquisition erzählte, wenn der Lehrer uns mit sichtbarem Schauder mittheilte, daß allein in Spanien durch die Inquisition wohl zwei Millionen Menschen verurtheilt, darunter allein 32.000 bei lebendigem Leibe verbrannt worden sind, ohne die Tausende und Tausende die verbannt, eingekerkert, erdrosselt und geköpft worden sind, alles zur Ehre Gottes; und wenn der Lehrer uns die Namen der Großinquisitoren nannte, die sich vorzugsweise durch diese Henkerarbeit auszeichneten, und einer der vorzüglichsten sei Torquemado gewesen, der allein sechstausend lebendig verbrennen ließ, und sein Schüler und Nachfolger Peter Arbues, — da ersahst uns junge Bursche eine grimmige Wuth, und ich erinnere mich, daß wir einen unserer Mitschüler durchgeprügelt haben, weil der arme Junge Peter hieß. — Der Lehrer sagte uns zwar, man könne diese geistlichen Henker und Mörder nur als fanatische Wahnsinnige betrachten, und müsse sie eigentlich bedauern, und ebenso sei es mit unsern Herrenprozessen, und heutzutage gebe es keinen denkenden Menschen mehr, der nicht über diese scheußlichen Verirrungen fanatischer Pfaffen den Stab breche.

Der gute Lehrer. Er ist längst todt; hätte er bis zum Jahre 1867 noch gelebt, er hätte mit Entsetzen erfahren, wie sehr er sich geirrt; denn in diesem Jahre 1867 hat der Papst Pius IX. den Peter Arbues, diesen blutigsten Ketzerrichter, dieses Scheusal, dessen Name seit Jahrhunderten mit Fluch beladen in der Geschichte steht, unter die Heiligen der katholischen Kirche versetzt. Mit dieser Heiligspfechung hat der Papst den Massenmord im Namen Gottes zur Tugend gestempelt, hat er die Pariser Bluthochzeit zu einer großen That verberlicht, hat er sich zum Mischulbigen an allen diesen Schandtthaten gemacht.

Und Thaten, die mit dem Heiligenschein decorirt werden, werden doch wohl auch heute noch Heldenthaten sein? Gottlob, daß wir eine Polizei haben!

Und dieser Mann hat erklärt, er sei unfehlbar, ein Gott auf Erden!

Wie der neugeborene Heilige Arbues von seinen Kollegen im Himmel empfangen worden, ist nicht bekannt geworden. Hoffentlich haben sie den sauberen Patron kopfsüber die Himmelsleiter hinunter geworfen. Er würde sich auch wieder behaglich fühlen unter uns Sterblichen, denn das Menschen-Verbrennen geht ja wieder an; freilich sind es nur Leichen, die verbrannt werden sollen, und wenn es nicht lebendiges, zuckendes Menschenfleisch ist, welches gebraten wird, so ist es für einen so verwöhnten Geschmack, wie der Peters, nicht der rechte Genuß. Nun, es ist doch wenigstens so viel, es ist doch Menschenfleisch, wenn auch todt's, und Peter, wenn er auch über den Verfall der Religion seufzt, hat doch den „Hautgout“ davon, und die Erinnerung an schönere Zeiten.

Kaulbach hat mit seinem Pinsel, gleich einem zweischneidigen Schwerte dem Pfaffenthum eine brennende Wunde versetzt, die niemals heilen wird, und bei den verdorbenen Säfsten dieses aufgeschwollenen Leibes leicht zu Blutvergiftung führen kann.



Kaulbach.

Leider können wir von dem herrlichen Bilde nur einen kleinen Abdruck vorführen, doch kann es dem geeigneten Leser einen Begriff geben, welch gewaltigen Eindruck das Originalgemälde machen muß.

Auf der Kirchentreppe zu Saragossa steht Peter Arbues der Inquisitor, der blinde Fanatismus mit dem Hyänen- gesichte und den Tigerfrallen, auf dem Haupte den Heiligenschein und auf der Brust das Jesusbild. Er ist geföhrt von zwei Mönchen: der alte, die stупide Gemeinheit, der junge, die sich selbst erhebende Glaubensschwärmerei. Heute noch hat der junge einen Zug Mitleid im Gesichte, nicht lange, so wird auch er ein entmenschter Fanatiker sein.

Daß nicht das Kegerthum allein ein todeswürdiges Verbrechen war, sondern daß es auch vorzugsweise die reichen Keger waren, deren Leiber dem Scheiterhaufen und deren Vermögen der nimmersatten Kirche versielen, ist durch den Mönch gekennzeichnet, der die an der Kirchentreppe niedergelegten Schätze der dem Tode verfallenen Familie mit der Raubgier eines Banditen in seine Kutte einheimst. Denn die Famille, die der Krüdenstoch des heiligen Mannes zum Feuertode verurtheilt, ist reich, angesehen, edel, dieß ihr Verbrechen, und — man hat eine Bibel und Abendmahlsgesäß bei ihnen gefunden, die ebenfalls am Fuße der Treppe liegen. Vater, Mutter, Tochter, zwei Söhne und die Magd — der Pfaffe im Hintergrunde schürt schon den Scheiterhaufen, der sie in der nächsten Stunde verzehren soll. Wie? Auch die Kinder? Natürlich, die junge Kegerbrut muß auch vernichtet werden und dann — haben die alten Keger auch keine Erben mehr. Der Vater ist in sein Schicksal ergeben, er weiß, hier ist keine Rettung mehr; ja wenn er vor einem wirklichen Tiger oder vor einer wirklichen Hyäne kniete — aber so? da ist keine Hoffnung. Die Mutter ist bereits vom Wahnsinne der Verzweiflung erfaßt, sie starrt mit weit aufgerissenen Augen in die Leere, sie ist nicht mehr fähig ihren kleinen Liebling zu beachten, der in ihrem Schooße Rettung sucht. Die blühende Tochter legt in unendlichem Jammer ihr Haupt an des

Vaters Brust, und ihr Bruder, eine edle Knabengestalt, steht aufrecht, schon halb verklart, und hebt, im begeisterten Schwur, die Hand empor gegen den Himmel, daß er diesen ungeheuern Frevel strafen möge.

Im Hintergrunde aber ziehen die Mönche mit brennenden Fackeln und hoch erhobenen Christusbilde, und plärren ihre Vitaneien, übertönt von dem Jammergeheul der Unglücklichen, die bereits auf den Scheiterhaufen geröstet werden.

Kaulbach hat eine ungläubliche Zahl herrlicher, großer und kleiner, ernstler und heiterer Bilder gemalt und gezeichnet.

Um sie alle zu nennen, müßte man den ganzen Kalender füllen, ja sogar die Kalender-Heiligen müßten den Kaulbach-Heiligen Platz machen.

Da sind seine drei berühmtesten Bilder „Nero“, die „Schlacht von Salamis“ und das „Zeitalter der Reformation“. Dann sein „Narrenhaus“, die „Hunnenschlacht“, die „Kreuzfahrer vor Jerusalem“, die „Zerstörung Jerusalems“, seine Schafespeare-, Göthe- und Schiller-Bilder, und eine unermessliche Zahl anderer.

Wer kennt nicht seine Bilder zu Reinecke Fuchs? und endlich, wer hat sich nicht in den 40er Jahren in den fliegenden Blättern an seinem „Eisele und Beisele“ erheitert?

Zur Kennzeichnung des großen Künstlers wollen wir zum Schluß einige Kaulbach-Anekdoten zum Besten geben:

Im Herbst des Jahres 1859, erzählt der „Salon“, arbeitete Kaulbach in seinem Atelier, dem großen Direktorialsaal der Münchener Akademie.



Peter Arno's Verurteilung einer Kesperfamilie zum Feuerstob.

Es ist ein hoher Saal aus dem vorigen Jahrhundert, dessen Licht durch verschiebbare Vorhänge gemildert werden kann. Der Fensterwand gegenüber stand damals der Riesenkarton der Amazonenschlacht, bestimmt für das Marienkanon, der neun Jahre später unter dem Namen „die Schlacht von Salamis“ die Reise um die Welt machte. Ueber diesem Carton hingen bis zum Plafond hinauf alte Gobelins, die Loggion Rafaels aufweisend. Rechts neben dem großen Carton allerlei andere Cartons und Delbilder zusammengehäuft, dagegen waren links die lebensgroßen Porträts eines ungarischen Magnaten, das von Franz Liszt, und das der jungen russischen Fürstin Wittgenstein — jetzigen Fürstin Hohenlohe in Wien — also im Halbkreise aufgestellt, daß sie eine spanische Wand bildeten, die gegen den Zug schützte, der entstand, wenn sich die dahinter befindliche große Flügelthür öffnete. Wer zu Besuch eintrat, konnte eben dieser Verbedeckung wegen nicht gesehen werden, bevor er nicht hinter ihr in den großen leeren Mittelraum hervorkam, dessen Boden mit Tobienmasken in Gypsabgüssen, einzelnen abgeformten Gliedmaßen, aufgerollten Zeichnungen, hin-

geworfenen Stützen, zahlreich aufgehäuften Büchern und umherstehenden kleineren Staffeleien, sowie Studien aus allerlei Zeit und Styl bedeckt war.

In diesem Chaos saß der Meister, den Rücken den Fenstern zugeteilt, gegenüber seiner „Schlacht von Salamis“, und freidete und wischte an einem erst halb skizzierten kleineren Carton auf besonderer Staffelei. Er trug seinen abgesteppten Künstlerrock aus schwarzer Seide, auf dem Haupte eine alte Sammtkappe, die Brille vor dem Auge, und die nie fehlende Cigarre im Munde, die er alle paar Minuten wieder anzündete, um etwas Zerstreuung zu haben.

Nachdem Kaulbach die letzte Zeit über mit Liebe und Freude an den Frauengestalten Göthe's gezeichnet hatte, mußte er diese Schöpfungen plötzlich einstellen, weil ihm aus Berlin der Bescheid gekommen war, man habe sich endlich über den Gegenstand des sechsten Wandgemäls für das Treppenhaus im neuen Museum entschieden, und zwar die symbolische Darstellung der „Reformation“ gewählt.

Um allerlei Bedenken, künstlerischer sowohl als philosophischer Natur, welche dieser Auftrag in ihm wachte, drehte sich das Gespräch mit einem soeben anwesenden kunstverständigen Gaste. Schon hatte sich Kaulbach mit der ihm eigenen Energie an die ersten Entwürfe der neuen Aufgabe gemacht, und suchte das spröde Subjekt dramatisch lebhaft zu bewältigen, nachdem die Woche vorher lange Konferenzen über die historischen Fragen mit den Professoren von Sybel und Bluntzsch gehalten, und aus langen Namenslisten die entsprechende Auswahl getroffen worden war.

Während Kaulbach vor diesem ersten Entwürfe, auf dem kaum erst die Architektur des Schauplatzes und einige Hauptgruppen leicht hin skizziert waren, saß und freidete, wischte, schabte und fleißig sortraugte, dabei gleichmäßig und fleißig mit dem Fremden sprach, hörte man hinter der Wand, welche die Cartons bildeten, die hohe Flügelthür sich öffnen und dann, nicht eben allzu sanft, sofort wieder zuschlagen.

Da die Person des Besuchers hinter jenen Bildern nicht hervorkam, man sie vielmehr nur hastig und schlüpfend dort umher trippeln und sich trocken räuspern hörte, bemerkte Kaulbach, indem er die Rechte auf dem Carton behielt, mit der Linken aber die Brille empor schob, um zur Seite der Staffelei auszulugen: „Nun, wer wird denn das sein?“ Im selben Momente aber erschien in der Doffnung, welche das lebensgroße Bild Liszt's den Fenstern zu frei ließ, ein hagerer alter Herr in grauem Plausch, einen breitrandigen grauen Filzhut höchst ungenirt auf dem Haupte, und sozte Liszt's Wort...

bagegen der Staffelei und dem Künstler den Rücken zuwendend, mit charakteristisch lauter und rascher Füstelstimme:

„Guten Morgen, Kaulbach!“
Der Angeredete grüßte, buckte sich dann aber wieder rasch auf die Staffelei nieder, kreidete nun doppelt emsig am Carton weiter und bemerkte dem Fremden: „König Ludwig!“

Während das Gespräch zwischen dem Fremden und Kaulbach ganz ungenirt fortgesetzt wurde, ging der König den Saal seiner ganzen Länge nach ab, als wär' er völlig allein, beschaute mit seiner Loupe alle die ihm schon längst bekannten Cartons und Bilder, hielt Monologe, trat bald zurück, bald näher an die Gegenstände, hob manch' ein Blatt eines Entwurfs vom Boden auf, zog einige Rahmen vor, oder drehte sie um, wenn sie an die Wand gelehnt waren.

Endlich kam der greise König bei diesem seinem Rundgang, aber stets zickzack, hastig und wie unsicher auf den Beinen schreitend, wieder zurück zu Kaulbachs Staffelei, setzte sein Binocle auf und sah dem Meister, der sich durchaus nicht rührte, über die Schultern, höchst aufmerksam die in ihrem Sufet noch schwererkennbare Zeichnung betrachtend.

Plötzlich, als bligte ihm ein Gedanke durch den Kopf, rief der König mit erschauem Tone: „Was machen Sie denn da, lieber Kaulbach?“

Den Entwurf zum Reformationsbilde, Eure Majestät, als sechstes Wandgemälde nach Berlin bestimmt, erwiderte der Künstler sehr laut, um gehört zu werden, drehte sich aber auch jetzt nicht um, sondern rauchte und kreidete weiter.

Als hätte den alten Herrn ein kalter Wasserstrahl unversehens getroffen, so fuhr der König bei diesen Worten empor und schrie mit vibrierender Stimme: „Was? Die Reformation? Und nun also doch? Wer hat denn das entschieden?“

„Befehl aus Berlin,“ lautete die Antwort des ruhig fortstrebenden Künstlers.

„Die Reformation?“ schrie der alte Herr noch lauter. „Und für Berlin? Und ein so großer Meister wie Kaulbach gibt sich dazu her? Das ist das Aergste, was ich erlebe!“

Nach drehte sich Kaulbach um, erhob sich in ganzer Figur vom Schemel, auf dem er saß, schob die Brille in die Höhe und die Samtmütze nach rechts, und sagte laut und mit ruhiger Bestimmtheit: „Majestät vergessen, daß ich selbst Protestant bin.“

König Ludwig, in höchster Aufregung, die rechten Worte zu finden, um sich begreiflich zu machen, fiel dem Künstler in die Rede: „Nein, Sie mißverstehen mich, Kaulbach! Ich will nicht auf die konfessionelle Seite der Frage anspielen, in meinem Lande waren die Protestanten stets frei, und ich habe doch auch Luther in die Walla gestellt! Nein, meine Entrüstung gilt der künstlerischen

malen, eine geistige Meinung plastisch darstellen? Es ist unwürdig eines so großen Künstlers, sich zu solch' einer artistischen Verirrung herzugeben.“ Und der König redete sich so in Eifer, daß er im Atelier hinab- und hinauf- lief, mehrmals ärgerlich aufstampfte und allerlei unverständliche Ausrufe that, während Kaulbach längst schon wieder ruhig weiter kreidete. Endlich ergriff der alte Herr einen alterthümlichen Stuhl, der in der Nähe der Staffelei stand, und eiserte wie im Selbstgespräch, laut fort: „Die Reformation malen! Und gar noch für Berlin! Wissen Sie, und damit Sie sehen, wie unparteiisch und objektiv ich bin: ich habe dem Großherzog von Weimar gerathen, die Reformation und ihre Zeit auf der Wartburg zu verherrlichen; borthin gehört ihre Glorification, dort hat sie doch wenigstens historischen Boden, von dort ist sie ausgegangen. Aber was will man mit der Reformation in Berlin? Wie kommen diese historischen Parvenus zur Reformation? Wie unterstehen sie sich, deren geistige Bedeutung sich anzueignen, um ihrem Militärstaat auch diesen Nimbus zu verleihen? Und dazu gibt sich ein Kaulbach her? Auf die Wartburg gehört die Reformation, auf die Wartburg, oder auch nach Wittenberg meinerwegen — aber nach Berlin!“



Und der greise König war in so ungläubliche Erregung gekommen, daß er den Stuhl mit beiden Händen an der Lehne sagte und ihn so heftig zu Boden stieß, daß er krachte und fast in Trümmer ging.

Dann machte er plötzlich halb rechts, zog den Hut in's Gesicht, und ging ohne weiter zu grüßen mit hastigen Schritten davon. Man sah ihn hinter den Bildern verschwinden, und hörte noch, wie er die Thür heftig hinter sich zuwarf.

Kaulbach aber schuf nach rastlosen Studien alter Medaillen, Holzschnitte und Kupferstiche mit vollstündigem Erfassen jedes einzelnen Charakters das großartigste Gemälde, welches die deutsche Kunst hervorgebracht.

Kaulbach und der berühmte Bildhauer Schwanthaler pflegten häufig sich zu necken, wobei Schwanthaler meist den Kürzern zog, denn dem unerschöpflichen Humor und der scharfen Satyre Kaulbachs war selten einer gewachsen. Wollte eines Tages der Bildhauer den Maler ein wenig hänseln, und Schwanthaler sagte spöttischer Weise: „Es ist doch eigentlich bedauerlich, daß Sie verheirathet sind.“

„Warum?“ fragte Kaulbach.

„Ei“, war die Antwort, „weil Sie jetzt doch nicht der „einzige“ Kaulbach sind.“

Der Hieb saß, und jetzt holte Kaulbach aus zu einem Gegenhiebe.

„Und ich“, sagte er zu Schwanthaler, „bedauere, daß Sie nicht verheirathet sind.“

„Warum?“ fragte jener verwundert.

„Nun, entgegnete Kaulbach, „dann könnte doch nach Ihrem Tode Ihre Frau das Geschäft fortführen.“ Diesen scharfen Witz konnte ihm Schwantbaler nie vergeffen. Auch die Künstler haben ihre Schwächen.

Als Kaulbach seinen „Arbues“ öffentlich ausgestellt hatte, war der Zubrang der Schaufüßigen ein ungebeurer. Ein ultramontaner bairischer Prinz wollte das „Schandbild,“ wie seine Gesinnungsgenossen das Gemälde nannten, auch sehen, und Kaulbach machte den Führer. Als sie vor dem Bilde standen, konnte der Prinz seinen Unmuth doch nicht ganz beherrschen, und äußerte sich tabelnd über das Grausige des Motivs. „Die Geschichte,“ sagte er, „bietet doch eine Menge andere Gegenstände, warum greifen Sie immer zu so schrecklichen. Erst malten Sie diesen Nero — jetzt hier Arbues.“ „Hohet verzeihen!“ — erwiderte der Künstler, — „Ein Spießbude nach dem andern.“

Adlerfedern.

Wenn dem unter der Nase zu keimen beginnt, was später sich zu einem Barte entwickelt, so büßt er sich berechtigt, sich die Attribute der Mannheit beizulegen, das heißt, er geht zu Schneider, Schuster und Hutmacher, schafft sich Frack, Glanzstiefel und Cylinder an, und geht Abends auf seinen ersten Ball. Beim Militär sind es zweierlei Tuch, Degen und Sporen. Der Spiegel zeigt dem bewundernden



Waffenlos muß er mit dem rechtmäßigen Besitzer darum kämpfen.

Jüngling, daß die Mannheit fertig ist. Bei uncivilisirten Nationen geht es mit der Mannheit nicht so glatt ab. Zum Beispiel bei den Indianern. So ein junger Indianer weiß nichts von Hut, Frack und Glanzstiefel, und Hosen sind bei ihm ein Luxusartikel. Aber Adlerfedern, die sind seine Stütze, mit Adlerfedern schmückt er seine langen, schwarzen Haare, wenn er die Rubenjahre hinter sich hat, und wenn er seinem Stamme zeigen will: „Ich bin ein Mann und Krieger.“ Mann und Krieger ist nämlich bei den Indianern einerlei, sie haben allgemeine Wehrpflicht und Konflikte wegen eines Militärgesetzes kennen sie nicht, dazu sind sie noch nicht civilisirt genug. Die Häuptlinge und die Krieger eines Indianerstammes haben sich versammelt und pflagen Rath wegen des Kriegszuges gegen die weißen Männer, von denen sie aus ihren Jagdgründen vertrieben worden, die gegen sie wortbrüchig und verrätherisch gehandelt, sie mit Feuerwaffen bekannt gemacht und dann überlistet haben. Da tritt ein Indianer-Jüngling in den Kreis, waffen-

los, ein Busch Ablerfedern schmückt sein Haupt. Er begrüßt ehrfurchtsvoll die Häuptlinge und spricht: „Ehrwürdige Väter, tapfere Krieger! Der junge Falke ist klügge geworden, das Nest ist zu klein für ihn. Er ist stark und kann den Tomahawk schwingen und die Büchse spannen. Der junge Falke möchte ein Krieger werden, und auf dem Kriegspfad gehen gegen unsere Feinde, die weißen Männer. Ich habe gesprochen.“ Der älteste Häuptling nimmt das Wort: „Was hat der junge Falke gethan, daß er würdig sei, in den Reihen seiner Brüder zu kämpfen, und stark genug, um dem Feinde den Stalp zu nehmen und ihn aufzuhängen in dem Wigwam seines Vaters, des rothen Panthers, der ein großer Häuptling ist?“ Der junge Indianer kreuzt die Arme auf der Brust und antwortet: „Die Federn auf meinem Haupte habe ich dem Adler genommen. Der junge Falke hat ihn gesucht, waffenlos, und mit ihm gekämpft, und der Adler, der diese Federn trug, schwebt wieder frei über den Bergen!“

„Ist das Haupt des jungen Falken geziert mit den Federn des lebendigen Adlers, so darf er sitzen in unserm Kreise, und darf mit uns gehen auf dem Kriegspfade!“ So lautet der Spruch der Ältesten; dem jungem Manne werden Tomahawk, Büchse und Kugel-tasche übergeben und damit ist er zum Manne und Krieger erklärt, der an allen Unternehmungen des Stammes Theil nimmt. Nun, solche Adlerfedern werden auch zu bekommen sein. Unsere jungen Damen fragen sie ja auch auf den Hüften, und die werden sie wohl schwerlich einem Adler eigenhändig ausgerupft haben; oder der junge Indianer schießt einen Adler und dann hat er Federn genug für sich und seine Schulkameraden, oder er macht's wie unsere Freischärler im Jahr 48, er rennt einem Gockler nach und reißt ihm ein paar Adlerfedern aus. Solche Gockleradlerfedern auf dem Gute, namentlich wenn sie roth gefärbt sind, geben ein gar grimmiges Ansehen. Doch so leicht wird es dem jungen Indianer nicht. Die Federn müssen von einem lebendigen Adler sein, waffenlos muß er mit dem rechtmäßigen Besitzer darum kämpfen und waffenlos müssen die Federn dem freien Adler entrisen sein. So verlangt es die Sitte dieser uncivilisirten Indianer. Der Adler aber hat scharfe Klänge, einen Schnabel wie Stahl, und mit einem Schlage kann er einem Manne den Arm zerbrechen. Der junge Indianer hat keine leichte Arbeit, und es ist in der That eine vollgültige Probe von Muth und Entschlossenheit. Waffenlos geht er in die Berge. Er sucht sich eine